



1924-03-30

Dialektgedichte.

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240330&seite=33&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Dialektgedichte." (1924). *Essays*. 242.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/242

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Dialektgedichte.

„*Wia's mar einfällt!*“ Von Karl Jaeger. Verlag der „Urania“.

Unter diesem hell und frisch, wie ein Finkenruf im Walde, klingenden Titel ist kürzlich ein Büchlein „Steirische Gsangln“ erschienen, das den bekannten Vortragsmeister und Dialektdichter Direktor Karl Jaeger zum Verfasser hat. Solche Mundartdichtung verlangt von vornherein liebevollstes Versenken in die Sprache des Volkes, erlaubt aber dafür, vieles unmittelbarer, anschaulicher und man möchte sagen, verständlicher zum Ausdruck zu bringen, was im Gefühlsleben des Volkes wurzelt und die Lebensauffassung des einfachen Mannes, aus der unbewußt die Erfahrung von ganzen Geschlechtern spricht, ausmacht. In allem Mundartlichen lebt die alte Kraft und der Urklang unserer Sprache weitaus ungebrochener und unverdorbener fort, als in unserem gebildeten, durch allerlei Einflüsse aber auch verbildeten sogenannten Schriftdeutsch, und dem Großstadtmenschen, dem Intellektuellen mag es heilsam und erquicklich sein, gelegentlich im Dialekt unterzutauchen, wo noch die geheimen Quellen und Brunnen unserer Sprache vernehmlich rauschen. Wer uns aus diesen Quellen einen frischen Trunk darreicht, dem müssen wir nur dankbar sein. Dabei scheint es uns allerdings gar nicht so sehr darauf anzukommen, daß in der Schreibart die Aussprache eines beliebigen Dialektes möglichst phonetisch getreu wiedergegeben werde, was ja doch nie gelingen kann, weil unsere Schriftzeichen in ihrer Allgemeingültigkeit für diese kleineren und größeren Schwankungen in Ton und Farbe ja eben doch nicht ausreichen, sondern das wesentlich scheint uns, daß einer herkommt und uns der Ideenwelt des Volkes, die in dessen Sprache bildhaften Ausdruck gewinnt, nahe bringt und, indem er mit herzhaftem Griff nach dem unerschöpflichen, natürlich-anschaulichen Bilderreichtum mundartlicher Ausdrucksweise langt, dem Feinnervigen, aber blutarmen und bleichsüchtigen Körper unserer Kultursprache neue, gesunde Kräfte zuführt, wie es, um gleich das vollkommenste Beispiel zu nennen, Peter Rosegger getan.

Karl Jaeger trifft in überaus glücklicher Weise den treuherzigen Ton der Volksdichtung, er weiß uns im schlichten Bauernjanker als Philosoph alte und ewig neue Wahrheiten reizvoll und eindringlich vorzutragen, und es ist ihm die Kunst zu eigen, Ernst und tiefe Empfindung scherzhaft zu künden und dennoch deutlich spüren zu lassen. Trotz der grobkörnigen Sprache verleugnet sich bei ihm nirgends der zartsinnige Lyriker.

Übrigens begleitet ihn durch sein Büchlein ein zweiter Dichter, der keineswegs geringerer Art ist. Liebevoller und verständnisinniger kann sich wohl kein Illustrator in Wort und Text vertiefen, als es hier Fritz Gareis, dieses echte Wiener Talent tut. Es sind bloß ganz kleine, feine Zeichnungen, die er beisteuert, aber wie beleben und erhöhen sie den Inhalt des Buches, zumeist als zierliche Vignette an den Schluß der einzelnen Gedichte gestellt. Wie oft setzt er da unter das Gedicht, das er mit seinem Griffel zieren und schmücken soll, nachfühlend und doch in seiner Art selbstschöpferisch ein zweites. So eine kleine, winzige Schlußzeichnung ist da oft in selbständiger Fortführung des angestimmten Gedankens sozusagen erst das Tüpfelr auf dem I. Schlußbild und Schlußkapitel zugleich.

Freut sich da zum Beispiel eine Dirn, daß endlich die Zeit da ist, wo die eingerückten Buabn nach dreijährigem Militärdienst – wir sind noch im alten Österreich – wieder heimkehren. Ihr Bua ist auch darunter und deshalb bricht ihr Herz in Jubel aus:

Mei Seppl kimt hoam— —
Hellani kunnt i schrein.
O Jessas und Joseph,

Der Bua kann si gfreun!

Was aber setzt Fritz Gareis als Sinnbild der bevorstehenden Festesfreude darunter? — Einen Gugelhupf davor eine dampfende Kaffeeschale, auf der natürlich der Name des Herzallerliebsten prangt, und wir spüren förmlich das Aroma des braunen Trankes, das in feinen Zügen sich sichtbarlich in die Luft ringelt und kringelt und dessen Rauch sich da zu einem Herzelein schließt und gestaltet. Was aber schwebt in dieses visionären Herzens Mitte? — Ein Pantöffelchen, das Zeichen weiblicher Herrschaft....
Der Bua kann sie gfreun!

In einem anderen Gedicht sinniert einer darüber nach, ob er sich ein Kind wünschen soll oder nicht. Betrachtet er die Schönheit der Natur, dann ist er mit dem Herrgott und seinem Werk zufrieden, dann sagt er Ja! zum Leben und möcht' „nix als a Kind“.

A Kind! Dem i die Wunder
All auslegn kunt
Geh i durch Wald und Tal
In stiller Stund.

Wenn er aber an die Menschen denkt, „wia s' verlogn san und was s' an z'fleiß alls tan,“ und daran denkt, „was 's Lebens bringt, mia 's mit an umaspringt, alles was wart af oans—da möcht er koans“.

Unter diese pessimistische Weltauffassung setzt dann der Zeichner ein großes Fragezeichen, in dessen Kund ein kleiner Weltenbürger thront. Ist denn nicht auch in Wahrheit ein jedes Kind ein solches Fragezeichen?

Dann wieder geht der Bua ins Heuen, kommt am Hause der Liebsten vorbei; ins offene Fenster scheint die volle Morgensonne, und der verliebte Bua ist den Sonnenstrahlen nicht wenig neidig, die so ungehindert zu seinem Schatz ins Kämmerlein schlüpfen dürfen und seufzt:

O, du goldene Sonn, du,
So guat krieg i 's nia—

In einer kleinen überaus zarten Zeichnung ist das alles noch einmal im Bild unter das Gedicht gestellt: der Bua, der, die Sense auf der Schulter, zur Arbeit schreitet, von Baumgrün nachbarlich umfängen, das Fensterlein, nach dem er sehnsüchtig den Blick wendet, über allem die volle Sonne, alles ist da. Und noch etwas dazu: Auf einem ihrer Strahlen rutscht ein winziges Amorl höchst vergnügt zum offenen Fenster hinein....

Solche lebenswürdige Einfälle streut Gareis verschwenderisch zwischen den Text und es lohnt sich daher, nicht nur den Gedanken des Dichters, sondern auch denen seines Zeichners nachzuhängern [?]. Es ist einem dabei, als wäre man mit ein paar lieben, fröhlichen und doch auch nachdenklichen Menschen in Sonntagsstimmung durch den grünen Wald gegangen. H. C.

Dialektgedichte.

„Bia 's mar einfallt!“ Von Karl Jaeger. Verlag der „Urania“.

Unter diesem hell und frisch, wie ein Finkenruf im Walde, klingenden Titel ist kürzlich ein Büchlein „Steirische Gjanglu“ erschienen, das den bekannten Vortragsmeister und Dialektidichter Direktor Karl Jaeger zum Verfasser hat. Solche Mundartdichtung verlangt von vornherein liebevollstes Versenken in die Sprache des Volkes, erlaubt aber dafür, vieles unmittelbarer, anschaulicher und man möchte sagen, verständlicher zum Ausdruck zu bringen, was im Gefühlleben des Volkes wurzelt und die Lebensauffassung des einfachen Mannes, aus der unbewußt die Erfahrung von ganzen Geschlechtern spricht, ausmacht. In allem Mundartlichen lebt die alte Kraft und der Urklang unserer Sprache weitaus ungebrochener und unverdorbener fort, als in unserem gebildeten, durch allerlei Einflüsse aber auch verbildeten sogenannten Schriftdeutsch, und dem Großstadtmenschen, dem Intellektuellen mag es heilsam und erquicklich sein, gelegentlich im Dialekt unterzutauchen, wo noch die geheimen Quellen und Brunnen unserer Sprache vernnehmlich rauschen. Wer uns aus diesen Quellen einen frischen Trunk darreicht, dem müssen wir nur dankbar sein. Dabei scheint es uns allerdings gar nicht so sehr darauf anzukommen, daß in der Schreibart die Aussprache eines beliebigen Dialektes möglichst phonetisch getreu wiedergegeben werde, was ja doch nie gelingen kann, weil unsere Schriftzeichen in ihrer Allgemeingültigkeit für diese kleineren und größeren Schwankungen in Ton und Farbe ja eben doch nicht ausreichen, sondern das wesentliche scheint uns, daß einer herkommt und uns der Ideenwelt des Volkes,

die in dessen Sprache bildhaften Ausdruck gewinnt, nahe bringt und, indem er mit herzhaftem Griff nach dem unerschöpflichen, natürlich-anschaulichen Bilderreichtum mundartlicher Ausdrucksweise langt, dem Feinern, aber blutarmen und bleichsüchtigen Körper unserer Kultursprache neue, gesunde Kräfte zuführt, wie es, um gleich das vollkommene Beispiel zu nennen, Peter Rosegger getan.

Stark Jaeger trifft in überaus glücklicher Weise den treuherzigen Ton der Volksdichtung, er weiß uns im schlichten Bauernjanker als Philosoph alte und ewig neue Wahrheiten reizvoll und eindringlich vorzutragen, und es ist ihm die Kunst zu eigen, Ernst und tiefe Empfindung scherzhaft zu künden und dennoch deutlich spüren zu lassen. Trotz der grobkörnigen Sprache verleugnet sich bei ihm nirgends der zart sinnige Lyriker.

Uebrigens begleitet ihn durch sein Büchlein ein zweiter Dichter, der keineswegs geringerer Art ist. Liebevoller und verständnisvoller kann sich wohl kein Illustrator in Wort und Text vertiefen, als es hier Fritz Gareis, dieses echte Wiener Talent tut. Es sind bloß ganz kleine, feine Zeichnungen, die er beisteuert, aber wie beleben und erhöhen sie den Inhalt des Buches, zumeist als zierliche Bigarette an den Schluß der einzelnen Gedichte gestellt. Wie oft setzt er da unter das Gedicht, das er mit seinem Griffel zieren und schmücken soll, nachführend und doch in seiner Art selbstschöpferisch ein zweites. So eine kleine, winzige Schlußzeichnung ist da oft in selbständiger Fortführung des angestimmten Gedankens sozusagen erst das Löffel auf dem T, Schlußbild und Schlußkapitel zugleich.

Freut sich da zum Beispiel eine Dirn, daß endlich die Zeit da ist, wo die eingerückten Buaba nach dreijährigem Militärdienst — wir sind noch im alten Oesterreich — wieder heimkehren. Ihr Buu ist auch darunter und deshalb bricht ihr Herz in Jubel aus:

Mei Seypl kimt hoam — —

Hellam! kunnat i schrein.

O Jessas und Joseph,

Der Buu kann si gfreun!

Was aber setzt Fritz Gareis als Sinnbild der bevorstehenden Festesfreude darunter? — Einen Gugelhupf,

davor eine dampfende Kaffeeschale, auf der natürlich der Name des Herzallerliebsten prangt, und wir spüren föwlich das Aroma des braunen Trankes, das in feinen Zügen sich sichtbarlich in die Luft ringelt und kringelt und dessen Rauch sich da zu einem Herzenlein schließt und gestaltet. Was aber schwebt in dieses visionären Herzens Mitte? — Ein Pantöffelchen, das Zeichen weiblicher Herrschaft. . . . Der Bua kann sie gfreun!

In einem anderen Gedicht sinniert einer darüber nach, ob er sich ein Kind wünschen soll oder nicht. Betrachtet er die Schönheit der Natur, dann ist er mit dem Herrgott und seinem Werk zufrieden, dann sagt er Ja! zum Leben und möcht' „nix als a Kind“.

A Kind! Dem i die Wunder
All auslegn kunt
Geh i durch Wald und Tal
In stiller Stund.

Wenn er aber an die Menschen denkt, „wia s' verlogn san und was s' an z'fleiß alls tan,“ und daran denkt, „was 's Leben bringt, wia 's mit an waspringt, alles was wart aj oans — da möcht er koans“.

Unter diese pessimistische Weltanschauung setzt dann der Reichner ein großes Fragezeichen, in dessen Mund ein kleiner Weltenbürger thront. Ist denn nicht auch in Wahrheit ein jedes Kind ein solches Fragezeichen?

Dann wieder geht der Bua ins Heren, kommt am Hause der Liebsten vorbei; ins offene Fenster scheint die volle Morgensonne, und der vertriebene Bua ist den Sonnenstrahlen nicht wenig neidia, die so ungehindert zu seinem Schatz ins Kämmerlein schlüpfen dürfen und feuzt:

O, du goldene Sonn, du,
So guat kriag i 's nia —

In einer kleinen überaus zarten Zeichnung ist das alles noch einmal im Bild unter das Gedicht gestellt: der Bua, der die Sense auf der Schulter, zur Arbeit schreitet, von Baumgrün nachbarlich umfungen, das Fensterlein, nach dem er sehnsüchtig den Blick wendet, über allem die volle Sonne, alles ist da. Und noch etwas dazu: Auf einem ihrer Strahlen

tut sich ein winziges Amort höchst vergnügt zum offenen Fenster hinein. . . .

Solche liebenswürdige Einfälle streut Gareis verschwenderisch zwischen den Text und es lohnt sich daher, nicht nur den Gedanken des Dichters, sondern auch denen seines Zeichners nachzuhängen. Es ist einon dabei, als wäre man mit ein paar lieben, fröhlichen und doch auch nachdenklichen Menschen in Sonntagstimmung durch den grünen Wald gegangen.

H. C.